

LESLEY PEARSE

Das
Geheimnis
von
Carlisle



Inhalt

Cover

Inhalt

Grußwort des Verlags

Über dieses Buch

Titel

Widmung

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Danksagung
Über die Autorin
Weitere Titel der Autorin
Impressum

Liebe Leserin, lieber Leser,

herzlichen Dank, dass du dich für ein Buch von beHEARTBEAT entschieden hast. Die Bücher in unserem Programm haben wir mit viel Liebe ausgewählt und mit Leidenschaft lektoriert. Denn wir möchten, dass du bei jedem beHEARTBEAT-Buch dieses unbeschreibliche Herzklopfen verspürst.

Wir freuen uns, wenn du Teil der beHEARTBEAT-Community werden möchtest und deine Liebe fürs Lesen mit uns und anderen Leserinnen und Lesern teilst. Du findest uns unter **be-heartbeat.de** oder auf **Instagram** und **Facebook**.

Du möchtest nie wieder neue Bücher aus unserem Programm, Gewinnspiele und Preis-Aktionen verpassen? Dann melde dich auf **be-heartbeat.de/newsletter** für unseren kostenlosen Newsletter an.

Viel Freude beim Lesen und Verlieben!

Dein beHEARTBEAT-Team

Melde dich hier für unseren Newsletter an:



Über dieses Buch

Nur die Worte »Verzeih mir« hinterlässt Flora ihrer Familie - kurz bevor sie sich das Leben nimmt. Ihre Tochter Eva ist entsetzt, denn bislang glaubte sie, in einem liebevollen Zuhause aufgewachsen zu sein.

Kurz nach dem Tod ihrer Mutter erfährt Eva von einem Atelier in London, das Flora ihr vererbt hat - mehr als nur ein Ort: ein Schlüssel zur Vergangenheit. Gepeinigt von Fragen, macht sich Eva auf die Suche und stößt auf unzählige Geheimnisse: Tagebücher, die ein anderes Bild ihrer Mutter zeigen, versteckte Wahrheiten, die vielleicht besser unentdeckt geblieben wären. Doch je näher sie der Wahrheit kommt, desto mehr gerät nicht nur ihr eigenes Leben aus den Fugen ...

LESLEY PEARSE

Das Geheimnis von Carlisle

Aus dem britischen Englisch von Britta Evert



*Für meinen Bruder Dr. Michael Sargent
und seine wundervolle Frau Jean.*

*Danke dir, Michael, für all die vielen Male,
die ich dich mit Fragen über DNA,
Gift und weiß Gott noch alles löchern durfte.
Schon als kleines Kind hatte ich den Verdacht,
dass du dich eines Tages als nützlich erweisen würdest!*

Ich bin so stolz auf dich.

PROLOG

Cheltenham, 29. März 1991

Flora streifte ihre Schuhe ab, zog sich ihr Kleid über den Kopf und schleuderte es aufs Bett. Sie wollte gerade ihre Unterwäsche ausziehen, als ihr Blick in den goldgerahmten Standspiegel fiel und sie unwillkürlich innehielt.

Angezogen hatte sie für eine Frau von achtundvierzig noch eine recht gute Figur, aber nackt sah ihr Körper schlaff, ihre Haut fahl aus. Den Gedanken, jemand könnte sie so sehen, sei es auch als Tote, ertrug sie nicht.

Sie öffnete eine Schublade, nahm den Unterrock aus elfenbeinfarbener Seide heraus, der zu ihrem BH und den French Knickers passte, und zog ihn an. »Schon besser«, murmelte sie.

Nachdem sie das Band gelöst hatte, das ihr Haar zusammenhielt, fuhr sie mit den Fingern durch ihre Mähne, bis sie über ihre bloßen Schultern wallte. Ihr welliges tizianrotes Haar war immer ihr auffallendstes Merkmal gewesen, und selbst jetzt erfüllte sie der Anblick trotz ihrer Verzweiflung mit Stolz.

Das Bad war bereits eingelassen; sie hatte sich mit ein paar Schlaftabletten und Brandy gerüstet, und in den nächsten drei Stunden würde niemand nach Hause kommen. Ihr Entschluss stand seit Langem fest, aber erst jetzt kam ihr der Gedanke, dass es den Kindern gegenüber rücksichtsvoller gewesen wäre, wenn sie sich ein

Hotelzimmer genommen hätte und von Fremden gefunden worden wäre.

Nachdenklich betrachtete sie das Schlafzimmer. Es spiegelte von der teuren rotgoldenen Tapete, deretwegen Andrew getobt hatte, über das vergoldete Doppelbett bis hin zu dem weichen, luxuriösen Teppich und den kostbaren Vorhängen ihr wahres Wesen wider – übrigens als einziger Raum im Haus, da Andrew diesen Stil eines »Nobelbordells«, wie er es bezeichnete, verabscheute.

Flora wollte hier in diesem Zimmer sterben, für dessen Planung und Umsetzung sie so sehr gekämpft hatte. In allen anderen Dingen hatte sie sich dem Willen ihres Ehemanns gebeugt, dafür hatte Andrew gesorgt. Er behauptete, sie zu lieben und alles nur für sie getan zu haben, aber in Wirklichkeit hatte er ihre wahre Persönlichkeit und Kreativität so sehr unterdrückt, dass sie sich kaum noch erinnern konnte, wie sie einmal gewesen war.

Mit Anfang zwanzig hatte sie Selbstmörder für Feiglinge gehalten. Sie selbst hatte das Leben so sehr geliebt, dass sie jeden Menschen verachtete, der es nicht ebenso enthusiastisch annahm wie sie selbst. Aber damals wusste sie auch noch nicht, was seelisches Leid bewirken und wie sehr eine falsche Entscheidung in einem Moment der Schwäche den Verlauf eines ganzen Lebens bestimmen konnte.

Für Reue war es jetzt zu spät; sie spürte schon die Wirkung der Schlaftabletten. Da Andrew als Erster nach Hause kam, würde er sie finden. Als sie sich über den Frisiertisch beugte, um einen letzten Blick auf die gerahmten Bilder ihrer Kinder zu werfen, war sie schon sehr unsicher auf den Beinen.

Sophie und Ben, siebzehn beziehungsweise achtzehn Jahre alt, grinsten sie vergnügt an. Das Foto der beiden war am 2. Weihnachtsfeiertag aufgenommen worden, während des

geselligen Umtrunks vor dem Lunch, den sie jedes Jahr zu Weihnachten für Freunde und Nachbarn veranstalteten. Die beiden waren einander sehr ähnlich – groß, schlank und dunkelhaarig. Sie hatten Andrews Aussehen geerbt, aber Flora hoffte, dass sie niemals so brutal und herrschsüchtig werden würden wie er.

In einem anderen Rahmen befand sich ein Bild von Eva. Es war ebenfalls am zweiten Weihnachtsfeiertag gemacht worden, aber es war kein sehr schmeichelhaftes Foto. Sie war kleiner als ihre Geschwister und sehr hübsch mit ihren Kurven und den schönen blauen Augen, aber das Lila ihres Kleids war zu kräftig für ihre zarten Farben und ließ sie mollig und eher wie dreißig als wie zwanzig wirken. Flora spürte leise Gewissensbisse.

»Ich hätte ein Kleid für dich aussuchen sollen«, seufzte sie. »Rosa oder hellblau, das hätte dir gestanden. Außerdem hätte ich dir beibringen sollen, nie zu versuchen, so zu sein, wie man glaubt, dass andere uns haben wollen. Ich bin ein gutes Beispiel dafür, wohin das führt. Sei dir selbst treu und vergiss nie, dass ich dich geliebt habe.«

Sie musste sich die Tränen verbeißen, als sie ein Gesicht nach dem anderen küsste. Die Zeit wurde knapp; sie merkte, dass ihr schwindlig wurde, und sie musste noch ein paar Zeilen hinterlassen. Sie griff nach dem Notizblock, den sie auf den Nachttisch gelegt hatte, und einem Stift, aber sie konnte sich nicht mehr erinnern, was sie ihnen hatte mitteilen wollen.

»Verzeiht mir«, begann sie. Mehr fiel ihr nicht ein, und irgendwie schien es ausreichend zu sein.

Sie ließ die Notiz auf dem Nachttisch liegen und ging ins angrenzende Bad. Das neue, scharfe Bastelmesser lag auf dem Wannrand. Sie stieg ins warme Wasser, lehnte sich einen Moment lang zurück, um sich zu wappnen, und hob das Messer auf.

Sie zögerte. Das stählerne Messer lag kalt und schwer in ihrer Hand. Brachte sie es wirklich fertig? Sie hatte Angst vor den Schmerzen – und davor, nicht tief genug zu schneiden, um die Adern zu treffen.

»Keine Schuldgefühle mehr«, murmelte sie. »Kein So-tun-als-ob mehr. Das alles wird bald für immer vorbei sein.«

Das Messer in der Linken, zog sie die Klinge rasch über ihr rechtes Handgelenk, wechselte dann die Hand und schnitt sich ins linke Gelenk, bevor die Schmerzen sie daran hindern konnten. Zu ihrer Überraschung tat es nicht weh, und daran, wie das Blut stetig zu strömen begann, erkannte sie, dass sie tief genug geschnitten hatte.

Sie ließ ihre Arme ins warme Wasser sinken und beobachtete, wie es sich rötlich färbte.

Es war getan.

KAPITEL 1

Als Bette Midlers *From a Distance* lief, stellte Eva das Autoradio lauter und sang mit. Es war kalt und es regnete, aber sie war guter Laune, weil Olive, ihre Chefin, allen erlaubt hatte, früher zu gehen, als die Heizung ausfiel. Eva wollte heute Abend mit ein paar Mädchen von der Arbeit auf eine Make-up-Party gehen, und jetzt blieb ihr mehr Zeit, um sich die Haare zu waschen und sich zurechtzumachen.

Sie bog in die Auffahrt, musste aber scharf bremsen, weil das schmiedeeiserne Tor zu ihrer Überraschung geschlossen war. Erst knapp vor dem Tor kam der Wagen zum Stehen. »Verdammt!«, rief sie. Nicht nur, dass sie um Haaresbreite das Tor angefahren hätte, jetzt würde sie auch noch klatschnass werden, weil sie es öffnen musste!

Am Ende der Auffahrt, direkt neben dem Haus, stand der rote Polo ihrer Mutter. Eva starrte das Auto verwirrt an. Wenn ihre Mutter daheim war, warum hatte sie dann das Tor geschlossen?

Obwohl sie verärgert war, weil sie in den Regen hinaus musste, fiel Eva auf, wie fröhlich und farbenfroh die Randbeete mit Narzissen und anderen Frühlingsblumen entlang der weitläufigen Rasenfläche aussahen. So unsterk ihre Mutter in mancher Hinsicht sein mochte, ihren Garten pflegte sie liebevoll – wenn es nicht so stark regnen würde, wäre sie jetzt bestimmt draußen beschäftigt.

Eva sprang schnell wieder in ihr Auto, fuhr die Einfahrt hinauf und parkte gleich hinter dem Polo, bevor sie durch den Torbogen hastete, der zu den ehemaligen Stallungen führte. Vor einigen Jahren hatten ihre Eltern den Innenhof begrünt und einen Swimmingpool in das Stallgebäude einbauen lassen. Der Hof war ein schönes, sonniges Plätzchen; die Wände, die ihn umgaben, schirmten ihn vor dem Wind ab, und Anfang März war das Wetter so mild gewesen, dass sie sonntags nach dem Mittagessen ein paar Stunden draußen sitzen konnten.

Die Hintertür war nicht abgesperrt. Eva hingte ihren Mantel auf und ging in die Küche, wo ihre Mutter jetzt vermutlich gerade dabei war, das Abendessen vorzubereiten. Aber Flora war nicht da. Die Küche war blitzblank geputzt und aufgeräumt und sah mit der sorgfältig arrangierten Obstschale und der Vase mit Narzissen auf der Arbeitsfläche aus schwarzem Marmor aus, als würde sie demnächst in einer Ausgabe von *Home & Gardens* abgebildet.

Das schien eher ungewöhnlich, denn ihre Mutter war von Natur aus nicht besonders ordentlich. Wenn Dad ein paar Tage geschäftlich unterwegs war, ließ sie die Dinge gern schleifen. Manchmal, wenn Eva abends nach Hause kam, war der Frühstückstisch immer noch nicht abgeräumt. Aber Dad war pingelig und hatte es gern, wenn alles gut in Schuss war, deshalb traf Eva beim Heimkommen ihre Mutter fast immer dabei an, wie sie hektisch hin und her sauste, Sachen gerade stellte, putzte und aufräumte, bevor er kam.

Dass heute im Haus alles tiptopp in Ordnung war – nicht einmal benutzte Gläser oder Becher standen herum –, konnte nur bedeuten, dass Dad früher zurückkam oder Besuch erwartet wurde.

»Ich bin da, Mum«, rief Eva. »Wo bist du?«

Als keine Antwort kam, schaute sie ins Wohnzimmer und den Wintergarten und danach in die Bibliothek und das Esszimmer. Ihre Mutter war nirgendwo zu sehen, und die Zimmer waren ebenso makellos wie die Küche. Außerdem war es bedrückend still – normalerweise lief das Radio.

Eva blieb einen Moment lang ratlos am Fuß der Treppe stehen. Ihre Mutter konnte in ihren Stimmungen sehr schwankend sein; an manchen Tagen buk sie mehrere Sorten Kuchen und kochte auf Vorrat Mahlzeiten, um sie einzufrieren, an anderen war sie kaum dazu zu bewegen, einen Dosenöffner zu benutzen. Aber eins blieb stets unverändert – sie hieß ihre Familie beim Heimkommen immer willkommen

Normalerweise reichte es schon, wenn sie Evas oder Dads Auto in der Einfahrt hörte, dass sie alles, was sie gerade tat, stehen und liegen ließ, um ihnen entgegenzulaufen und sie zu begrüßen.

Wie bei vielen georgianischen Häusern war die Eingangshalle groß und imposant, mit einer Treppe aus massiver Eiche, die einen eleganten Bogen beschrieb und wie eine Galerie rund um den ersten Stock verlief. Im Dach befand sich ein Oberlicht, und wenn die Sonne schien, fiel helles Tageslicht auf die Stufen. Heute war der Himmel düster, und Regentropfen prasselten auf das Glas.

Eva lief die Treppe hinauf und rief erneut nach ihrer Mutter. Als immer noch keine Antwort kam, fragte sie sich, ob ihre Mutter wieder an einer ihrer Migräneattacken litt und sich hingelegt hatte. Vielleicht sollte sie lieber nicht rufen, um sie nicht zu stören.

Alle fünf Schlafzimmer und die zwei Badezimmer gingen von der Galerie ab. Als Eva oben war und feststellte, dass die Schlafzimmertür ihrer Eltern offenstand, bezweifelte sie, dass ihre Mutter schlief. Sie spähte hinein. Auf dem Bett lag ein Kleid, was nahelegte, dass Flora sich umgezogen hatte, vielleicht um einen

Spaziergang zu machen. Angesichts des strömenden Regens war das allerdings eher unwahrscheinlich.

Evas Verwirrung wuchs, als sie in jedes einzelne Schlafzimmer schaute. Ihr fiel ein, dass die Hintertür nicht abgeschlossen gewesen war. Mum würde sie nie offen lassen, nicht einmal, um auf einen Sprung zu den Nachbarn zu gehen.

Eine Tür, hinter der sich eine schlichte Holztreppe verbarg, führte zu drei winzigen Dachkammern. Früher einmal hatten hier die Dienstboten geschlafen, heute waren zwei davon Gästezimmer, die außer zu Weihnachten oder bei anderen besonderen Anlässen, wenn jemand über Nacht blieb, kaum benutzt wurden. Das dritte Zimmer diente als Abstellkammer. Obwohl kaum anzunehmen war, dass sich ihre Mutter da oben aufhielt, schaute Eva sicherheitshalber nach. Aber auch dort war sie nicht.

In den letzten Wochen hatte ihre Mutter sehr in sich gekehrt und entrückt gewirkt. Eva hatte sie mehrmals dabei ertappt, wie sie ins Leere starrte, als wäre sie in ihrer eigenen Welt. Erst vor zwei Tagen hatte Eva mit Ben, ihrem jüngeren Bruder, darüber gesprochen. Er war der Meinung gewesen, dass es an Floras Alter lag, weil er gehört hatte, dass alle Frauen ein bisschen komisch wurden, wenn sie in den Vierzigern waren. Jetzt, da Eva zusehends nervöser wurde, wünschte sie, sie hätte Dad von ihrer Beobachtung erzählt, auch auf das Risiko hin, von ihm verspottet zu werden.

In der Hoffnung, dort einen Hinweis zu finden, betrat Eva das Schlafzimmer ihrer Eltern. Das Kleid, das auf dem Bett lag, hatte ihre Mutter beim Frühstück getragen. Dad hatte sie sarkastisch gefragt, ob sie die Absicht habe, einen Tanztee zu besuchen, weil es ein altes Kleid aus den Vierzigerjahren war, aus smaragdgrünem Wollkrepp mit einem kleinen Anstecksträußchen aus hellgrünen Samtblumen am Oberteil.

Flora liebte Vintage-Kleidung, und ihr Schrank war mit alten Kleidern aus Samt, Chiffon und Crêpe angefüllt. Sie sagte, die Sachen kämen aus einer vornehmeren Epoche, in der Frauen noch wie Frauen ausgesehen hatten. Dad machte sich gern über den Modestil seiner Frau lustig. In seinen Augen waren ihre Vintage-Modelle einfach gebrauchte Klamotten, und er war der Meinung, die Ehefrau des Vertriebsleiters einer der europaweit größten Firmen für Papiererzeugnisse müsste sich ihrer Stellung entsprechend kleiden.

Aber obwohl Dad sonst fast immer seinen Kopf durchsetzte, hatte er in diesem Punkt nachgegeben, weil alle anderen sich einig waren, wie gut Flora die Vintage-Kleider standen. Mit ihren roten Locken, den kurvigen Formen und der hellen Haut erinnerte sie an einige Filmstars der 1940er. Crêpe-Kleider mit zipfeligem Saum, perlenbestickte Boleros und enge Jacken mit Schößchen passten ebenso gut zu ihrer Figur wie zu ihrem Wesen. Die Sachen waren vielleicht nicht besonders praktisch, aber praktisch zu denken war auch nicht unbedingt Flora Pattersons starke Seite.

Als Eva im Schlafzimmer stand, musste sie an den furchtbaren Streit denken, den ihre Eltern gehabt hatten, als Dad von einer Geschäftsreise zurückkam und feststellen musste, dass Mum dieses Zimmer völlig neu eingerichtet hatte. Eva war sich nie ganz sicher gewesen, ob ihr nur der Kontrast zwischen der schlichten Sachlichkeit im übrigen Haus und der grandiosen und dekadenten Pracht dieses in Rot und Gold gehaltenen Zimmers oder die Einrichtung selbst gefiel, aber sie bewunderte ihre Mutter aufrichtig, nicht nur, weil sie die Gestaltung selbst geplant und die Vorhänge, den Teppich und die französischen Nussbaumöbel während Dads Abwesenheit beschafft hatte, sondern auch, weil sie nicht klein beigegeben hatte, als er deshalb einen Wutanfall bekam. Sie habe

Anspruch auf ein Zimmer im Haus, das ganz ihr gehörte, hatte sie erklärt.

Obwohl es wenig wahrscheinlich war, dass Mum dem Regen getrotzt hatte, um etwas im Garten oder in der Garage zu erledigen, würde es immerhin erklären, warum sie sich umgezogen hatte. Eva trat ans Fenster und schaute hinaus.

Leute, die an dem gewaltigen Tor und der geschwungenen Einfahrt vorbeingingen, nahmen automatisch an, der Garten hinter dem Haus müsse riesig sein. Das war er auch einmal gewesen, aber als ihre Eltern das Haus kauften, war es in einem so schlechten Zustand, dass sie das Land hinter dem Haus verkauften, um sich die Renovierung leisten zu können. Die Baufirma, die den Grund erworben hatte, hatte darauf eine kleine Anlage exklusiver Einfamilienhäuser errichtet.

Jetzt gab es im hinteren Bereich nur noch einen schmalen Streifen Grün und eine zweieinhalb Meter hohe Mauer, die ihre Privatsphäre schützte. Aber hier, im vorderen Teil des Hauses, konnte man sich immer noch vorstellen, wie *The Beeches* einmal ausgesehen hatte, als es vor zweihundert Jahren erbaut worden war, weil die Bäume und Sträucher, die entlang des Rasens wuchsen, jeden Blick auf die neueren Nachbarhäuser verhinderten. Eva konnte vom Fenster aus die Garage, die seitlich ans Haus angebaut war, nicht sehen, aber falls die Tür geschlossen und ihre Mutter beschäftigt war, hatte sie Evas Wagen vielleicht nicht gehört.

Aber als sie sich vom Fenster abwandte, fiel ihr auf, dass die Tür des angrenzenden Badezimmers geschlossen war, und das war genauso untypisch wie die auf Hochglanz gereinigte Küche. Abgesehen von den Dienstagen, an denen ihre Putzfrau Rose kam, zog sich oft ein Pfad abgelegter Kleidungsstücke vom Bett zum Bad, und Schranktüren und Schubladen standen weit offen.

»Mum, bist du da drin?«, rief sie.

Niemand antwortete, aber sie ging trotzdem zur Tür und hämmerte energisch an die Füllung. Dann drückte sie auf die Klinke und öffnete die Tür weit genug, um hineinzuspähen.

Zu ihrer Erleichterung konnte sie am Ende der altmodischen Badewanne mit den Klauenfüßen den Kopf ihrer Mutter sehen.

»Ach, da bist du ja! Tut mir leid, dass ich so hereinplatze. Ich hab mir schon Sorgen gemacht ...«

Sie brach abrupt ab, als ihr auffiel, dass das Badewasser so rot war wie das Haar ihrer Mutter.

»Mum!«, schrie sie und stürzte ins Bad. »Mum! Was ist denn los?«

Aber als sie das bleiche Gesicht ihrer Mutter und ihre weit offenen und doch blicklosen Augen sah, wusste Eva, dass sie tot war, und das blutbeschmierte Messer, das neben der Wanne auf dem Boden lag, verriet ihr, wie es passiert war.

Nichts in Evas Leben hatte sie auf einen derart schockierenden Anblick vorbereitet. Sie stieß einen Schrei aus und stürzte aus dem Zimmer.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich aufraffen konnte, ins Schlafzimmer zurückzugehen, zum Telefon zu greifen und 999 zu wählen. Sowie sie stammelnd hervorgebracht hatte, was sie im Haus vorgefunden hatte, lief sie in den Flur zurück und sank auf dem Boden in sich zusammen, zu erschüttert und entsetzt über das, was sie gerade gesehen hatte, um nach unten zu gehen.

Das Warten schien endlos zu dauern. Alles, was sie hörte, waren die Regentropfen, die auf das Oberlicht prasselten, und ihr Herzschlag, der viel zu schnell ging. Sie schlang beide Arme um ihre Knie und schluchzte.

Nichts war an diesem Morgen geschehen, was Eva auf die Vermutung gebracht hätte, irgendetwas könnte nicht in Ordnung sein. Das Frühstück war völlig normal verlaufen, und abgesehen von Dads sarkastischer Bemerkung über Floras Kleid war nichts Ungewöhnliches gesagt worden. Mum hatte wie üblich eine Kanne Tee gemacht und eine Tasse getrunken; Sophie und Ben hatten Cornflakes gegessen. Flora war wie immer gewesen, hatte Sophie gefragt, ob sie ihre Turnsachen dabei hatte, und Ben ermahnt, zu Mittag etwas Anständiges zu essen, nicht nur eine Tüte Chips. Sie hatte jedem von ihnen einen Kuss gegeben, als sie das Haus verließen, und Dad sogar noch gebeten, seinen besten Anzug von der Reinigung abzuholen. Wusste sie in diesem Moment bereits, was sie tun würde? Und warum hatte sie das ganze Haus geputzt? Glaubte sie, ihr Tod wäre für ihre Familie weniger tragisch, wenn ihr Zuhause tadellos in Ordnung war?

Als Eva in der Ferne die Sirene hörte, war sie außerstande sich zu rühren. Noch viel weniger konnte sie sich vorstellen, mit der Polizei oder den Sanitätern zu sprechen.

Plötzlich wurde die Stille durch das Geräusch von Reifen auf Kies und laute Männerstimmen unterbrochen. Die ihres Vaters war auch dabei; er musste gleichzeitig mit dem Rettungsdienst eingetroffen sein. Eva, die wusste, dass er Ben und Sophie bei sich haben würde, hatte das Gefühl, ihre Geschwister vor dem, was sie selbst gesehen hatte, bewahren zu müssen, und rappelte sich hoch.

Aber noch bevor sie bei der Treppe war, konnte sie Dad in der Eingangshalle reden hören. Anscheinend hatte er die Vordertür aufgesperrt, um die Polizei ins Haus zu lassen.

»Da muss ein Irrtum vorliegen«, sagte er verärgert. »Sind Sie sicher, dass es kein dummer Scherz war? Ja, das ist das Auto

unserer älteren Tochter, aber hat sich die Anruferin mit dem Namen Eva Patterson gemeldet?»

»Daddy!«, rief Eva und klammerte sich ans Treppengeländer. »Ich habe angerufen. Lass Ben und Sophie nicht hier rein!«

Auf einmal schien es, als würde ein Dutzend Menschen durcheinanderreden. Schwere Schritte waren zu hören, und Sophie schrie: »Was ist denn los?«

Eva fühlte sich, als würde sie sich mitten in einem schlimmen Albtraum befinden. Aber sie wusste, dass sie nicht aufwachen und feststellen würde, dass alles nur ein Traum war. Sie hatte wirklich Badewasser gesehen, das rot von Blut war. Sie hatte wirklich Mums Arm angehoben und den Schnitt an ihrem Handgelenk gesehen. Und sie hatte sich das blutbefleckte Messer, das auf dem Fußboden lag, nicht eingebildet.

Als die Sanitäter die Treppe hinaufgeeilt kamen, drehte sie sich um und zeigte auf das Schlafzimmer ihrer Eltern. Der dunkelrote Teppich, der dort den Boden bedeckte, sah wie eine Blutlache aus, und ihr Magen rebellierte. Unten konnte sie Sophie kreischen hören, und auch Ben, dessen Stimme schrill vor Angst war, und dann Dad, der ihnen befahl, Ruhe zu geben. Eva spürte, wie sich alles um sie drehte. Sie musste in Ohnmacht gefallen sein, denn das Nächste, was sie mitbekam, war, dass sie auf dem Boden lag und eine Polizistin neben ihr kniete.

»Na, na«, sagte sie beruhigend. »Sie haben einen furchtbaren Schock erlitten. Kommen Sie, gehen wir nach unten, dann mache ich Ihnen eine Tasse Tee.«

Constable Sandra Markham war achtunddreißig und seit zwölf Jahren beim Polizeirevier Cheltenham. Sie stand in dem Ruf, ein gutes Gespür dafür zu haben, bei häuslichen Auseinandersetzungen die Lage einzuschätzen – zu erfassen, welcher von zwei streitenden

Eheleuten der Gewalttätige, der Lügner, der Despot war. Ihre Meinung galt viel, weil sie eine gute Beobachterin war, Körpersprache zu deuten vermochte und sich außerdem gut darauf verstand, Menschen zum Reden zu bringen.

Hunderte Male war sie dabei gewesen, wenn es galt, Angehörigen die Nachricht von einem Todesfall oder schweren Unfall zu überbringen. Die Reaktionen fielen jedes Mal anders aus. Manche Menschen wollten es einfach nicht glauben, während andere bereits ahnten, was kommen würde, sowie sie Polizisten in Uniform vor sich sahen. Manche vergossen keine Träne und blieben stumm, andere schluchzten und schrien, und zwischen diesen beiden Extremen gab es alle möglichen Varianten. Aber in keinem Fall, wo ein Kind Vater oder Mutter verloren hatte, hatte sie jemals erlebt, dass der verbliebene Elternteil, egal wie groß Kummer und Schock waren, nicht die Kraft aufgebracht hätte, das Kind zu trösten.

In den drei Stunden, die Constable Markham sich jetzt im Haus der Familie Patterson aufhielt, war ihr nicht aufgefallen, dass Andrew Patterson auch nur ein einziges Mal den Versuch gemacht hätte, seiner Tochter Eva beizustehen.

Andrew Patterson war mit seinen beiden jüngeren Kindern gleichzeitig mit der Polizei eingetroffen. Er war direkt hinter den beiden Polizeibeamten die Treppe hinaufgegangen, und Sandra Markham war ihm gefolgt. Seiner älteren Tochter, die wie ein Häufchen Elend auf dem Treppenabsatz kauerte, hatte er nicht einmal einen Blick gegönnt, als er ins Schlafzimmer stürzte.

Das war angesichts der Umstände vielleicht verständlich. Aber als er einige Minuten später aus dem Zimmer kam und Markham gerade versuchte, Eva aufzuhelfen und sie nach unten zu bringen, rief seine Tochter nach ihm, und er ignorierte sie.

Nachdem Markham Eva in die Küche gebracht hatte, stellte sie ihr ein paar Fragen, um die Schritte des Mädchens vom Zeitpunkt ihres Kommens bis zu dem Moment, als sie ihre Mutter fand, zu rekonstruieren.

Die eigene Mutter tot in einer Wanne voll Blut vorzufinden, musste eines der schlimmsten Dinge sein, die einem Menschen zustoßen konnten, insbesondere, wenn man so jung war. Aber Patterson kam nicht ein einziges Mal auf die Idee, einen Arm um Eva zu legen oder auch nur das leiseste Anzeichen von Sorge um sie zu zeigen.

Manchmal wirkten Menschen in Fällen wie diesen zu benommen vom Schock, um wirklich zu erfassen, was um sie herum vorging. Aber Patterson hörte aufmerksam zu, und als Eva erwähnte, dass die Küche wie ein Ausstellungsraum ausgesehen habe, unterbrach er sie mit der schroffen Frage, warum sie das ungewöhnlich fand, als wollte er unterstellen, dass sie dummes Zeug redete.

Das Haus war makellos sauber und ordentlich und machte auf Markham den Eindruck, als würde es immer so aussehen. Aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass Eva es extra erwähnt hätte, wenn das der Fall wäre. Versuchte Patterson, etwaige Unzulänglichkeiten seiner Frau zu vertuschen? Konnte es sich hier um einen Reibungspunkt handeln, der Flora Patterson bewogen hatte, sich das Leben zu nehmen?

Andrew Patterson war fraglos ein sehr attraktiver und offensichtlich auch erfolgreicher Mann: Eins achtzig groß, athletischer Körperbau, dunkles Haar mit einer Andeutung von Grau an den Schläfen, gute Zähne und sehr dunkle Augen. Sein Schock und sein Entsetzen über den Tod seiner Frau wirkten echt, aber der Mangel an Mitgefühl für seine ältere Tochter war verdächtig.

Zwischen Ben und Sophie, den beiden jüngeren Kindern, bestand nur ein Jahr Altersunterschied, und so ähnlich, wie sie sich waren – beide groß, schlank und mit den dunklen Augen und Haaren ihres Vaters –, hätten sie durchaus Zwillinge sein können. Markham hatte die Mutter nicht gesehen, aber sie nahm an, dass Eva nach ihr schlug, da sie viel kleiner war und blaue Augen und hellbraunes Haar hatte.

Da Patterson sie während des Verhörs mehrfach unterbrach und auch weil Sophie jammernd und heulend herumlief, setzte sich Markham mit Eva ins Wohnzimmer.

So verstört sie auch war, es bestand kein Zweifel, dass Eva Patterson ein warmherziges, vernünftiges Mädchen war. Sie schaffte es, klar und deutlich zu berichten, was geschehen war, und schien ängstlich besorgt um ihre Geschwister. Auch wenn sie keine auffallende Schönheit wie ihre Schwester war, hatte sie ein anziehendes Gesicht, und irgendetwas an ihr weckte in Markham den Wunsch, sie in die Arme zu nehmen und an sich zu drücken.

Zum Teil lag es daran, dass Eva ein bisschen altmodisch und brav wirkte. Ihr Haar war im Nacken zusammengebunden, und ihr marineblaues Kostüm mit der weißen Bluse und den schlichten Pumps war für ein Mädchen von knapp einundzwanzig Jahren viel zu bieder. Trotzdem hatte Markham das Gefühl, dass sie wesentlich weltgewandter war, als ihr Äußeres vermuten ließ.

Normalerweise waren junge Mädchen, wenn Markham sie nach einem Unglücksfall befragte, nicht in der Lage, ihre Gefühle zu beherrschen. Eva hingegen berichtete halbwegs gefasst, wie verärgert sie gewesen war, als sie das Tor zur Einfahrt geschlossen vorfand, wie verwirrt, weil die Hintertür nicht abgesperrt und kein Zeichen von ihrer Mutter zu sehen war. Aber als sie den Augenblick beschrieb, in dem sie ihre Mutter fand, war sie einem

Zusammenbruch so nahe, dass Markham daran dachte, das Verhör zu beenden. Doch Eva riss sich sichtlich zusammen, und ihre Sorge galt nicht in erster Linie der eigenen Person, sondern der Frage, was ihre Mutter zu dieser Tat getrieben haben könnte.

»Würden Sie sagen, dass Ihre Eltern eine gute Ehe geführt haben?«, fragte Markham behutsam. Das Haus war schön und luxuriös, und es war schwer vorstellbar, warum eine Frau hier nicht glücklich sein sollte. Aber sie wusste aus Erfahrung, dass der Schein trügen konnte.

Eva nickte mit Tränen in den Augen. »Ich glaube schon, auch wenn sie vom Wesen her sehr verschieden waren. Dad ist ruhig und sehr organisiert, und er mag es, wenn alles andere genauso ist. Mum konnte ziemlich chaotisch sein.«

»Ist Ihnen in letzter Zeit eine Veränderung, sei sie auch noch so geringfügig, an ihr aufgefallen? Wirkte sie besorgt oder nervös? War sie krank?«

»Eigentlich nicht. Sie war ein bisschen in sich gekehrt, aber so war sie immer wieder mal.«

An dieser Stelle hob Markham den Kopf und bemerkte, dass Patterson in der Tür stand und zuhörte. Sein Gesichtsausdruck verriet keine Sorge um Eva, sondern eher um das, was sie sagte. Markham fragte sich nicht nur, warum ihm das so wichtig war, sondern auch, warum ihre Kollegen nicht dafür gesorgt hatten, dass er bei den beiden anderen Kindern in der Küche blieb.

Es gab keinen Anhaltspunkt, etwas an Floras Tod verdächtig zu finden. Die Art, wie sie lag, das Fehlen jeglicher Anzeichen für einen Kampf und das Messer, das vom Badewannenrand gefallen war, lieferten den eindeutigen Beweis, dass es sich um Selbstmord handelte. Zudem wies die feine Unterwäsche aus cremefarbener Seide ebenso wie die lapidare Mitteilung »Verzeiht mir«, die sie im

Schlafzimmer hinterlegt hatte, darauf hin, dass sie die Tat im Voraus geplant hatte.

Dennoch, es musste einen Grund geben, warum eine Frau, die alles zu haben schien – ein schönes Zuhause, drei Kinder, finanzielle Sicherheit –, beschloss, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Heimliche Schulden, eine tödliche Krankheit, eine unglückliche Ehe oder eine Affäre, das alles waren mögliche Gründe, und vielleicht würden später noch andere Dinge ans Tageslicht kommen. Constable Markham war überzeugt, dass Andrew Patterson den Grund bereits kannte oder wenigstens ahnte, aber er war nicht der Typ Mann, der etwas preisgeben würde, was ein schlechtes Licht auf ihn werfen könnte.

Was Eva anging, so bewies ihre völlige Fassungslosigkeit, dass sie nichts wusste. Markham konnte nur hoffen, dass die Autopsie oder die amtliche Untersuchung den drei Kindern Antworten liefern würde. Sich den Rest des Lebens zu fragen, warum ihre Mutter das getan hatte, wäre reine Folter.

Viel später am selben Abend, nachdem Floras Leichnam in die Gerichtsmedizin gebracht worden war und die Polizei das Haus verlassen hatte, saß Eva mit ihrem Tee, der längst kalt geworden war, am Küchentisch. Sie fühlte sich wie betäubt.

Ben, der immer noch seinen marineblauen Schulblazer anhatte, saß mit geröteten, geschwollenen Augen neben ihr. Er schien sich genauso zu fühlen wie sie, sagte kein Wort, nahm nur gelegentlich stumm ihre Hand in seine. Ihr Vater saß ihnen gegenüber am Tisch, trank grimmig Whiskey und stieß hin und wieder fragende Worte hervor, die keine Antwort zu erfordern schienen.

Sophie war die Einzige, die nicht einen Moment Ruhe gegeben hatte. Sie war in der Küche auf und ab gelaufen, einen Moment lang lauthals schluchzend, im anderen voller Zorn auf ihre Mutter, die

ihnen so etwas angetan hatte. Als niemand von ihrer Familie reagierte, stürzte sie hinaus und hängte sich ans Telefon, um sich bei einer Freundin auszuweinen.

Irgendwann sah Eva auf die Uhr und stellte zu ihrer Überraschung fest, dass es erst halb zwölf war. Ihr kam es so vor, als hätte sie die ganze Nacht hier gesessen. Sie wollte auf ihr Zimmer gehen, nicht um zu schlafen – sie bezweifelte, dass sie dazu imstande wäre –, sondern einfach nur, um der beklemmenden Atmosphäre zu entkommen.

Die Geschehnisse der vergangenen Stunden verwischten sich zu wirren, unscharfen Bildern. Es hatte ein ständiges Kommen und Gehen geherrscht, unendlich viel Lärm und Durcheinander. Sie erinnerte sich, dass jemand, wahrscheinlich ein Arzt, gesagt hatte, Flora wäre ungefähr zwei Stunden tot gewesen, als Eva sie fand. Sie fragte sich, warum sie sich daran erinnerte, wenn alles andere verschwommen blieb.

Irgendwann hatte Dad geweint. Sie hatte versucht, ihn zu trösten, aber er stieß sie weg, fast als gäbe er ihr die Schuld. Ein weiterer furchtbarer Moment war es gewesen, als Mums Leichnam auf einer Bahre die Treppe hinuntergetragen wurde. Sophie schrie wie eine Wahnsinnige: »Nein, nein, bringt sie nicht weg!«, und als Eva versuchte, sie zu beruhigen, und ihr erklärte, die Polizei müsse sie mitnehmen, hatte Sophie ihr an den Kopf geworfen: »Dich lässt das wohl alles kalt!«

Constable Markham war sehr nett zu ihr gewesen. Sie hatte gesagt, dass Menschen in derartigen Situationen oft verletzende Dinge sagten und dass sie es sich nicht zu Herzen nehmen solle. Eva fand es seltsam, dass vieles von dem, was passiert war, allmählich verblasste; das Einzige, was sie noch glasklar vor sich sah, war das

weiße Gesicht ihrer Mutter über dem blutigen Badewasser. Dieses Bild stand ihr ständig vor Augen.

Stimmte es, dass die Polizei eine Nachricht gefunden hatte, auf der nicht mehr als »Verzeiht mir« stand?

Wie konnte Mum sich von ihnen verabschieden, ihrem Mann und jedem ihrer Kinder einen Kuss geben, anschließend das Haus von oben bis unten putzen und dann so etwas tun?

Warum? Was war so schrecklich in ihrem Leben gewesen, dass sie es keine Minute länger ertragen konnte?

Früher am Tag hatte sie gehört, wie Dad mit einem der Polizeibeamten sprach. »Ich habe Flora alles gegeben, was sie sich wünschte«, sagte er. »Dieses Haus, Urlaube, sie konnte sich kaufen, was sie wollte, tun und lassen, was ihr gefiel. Sie hat ihre Kinder geliebt. Wie konnte sie uns das antun?«

»Es gibt nicht immer eine Erklärung für eine solche Tat«, hatte der Polizist geantwortet.

Aber genau das brauchten sie: eine Erklärung; sie waren alle verstört und fassungslos. Falls Mum eine tödliche Krankheit hatte, falls sie den Verstand verloren oder heimlich ungeheure Schulden angehäuft hatte, würde das Ganze wenigstens irgendeinen Sinn ergeben.

Noch nie hatte Eva sich so hilflos gefühlt wie jetzt. Als Älteste war immer sie es gewesen, die Streitereien zwischen Sophie und Ben geschlichtet hatte. Wenn sie mit Mum oder Dad Ärger hatten, war sie für ihre Geschwister eingetreten. Jetzt hätte sie gern versucht, die beiden zu trösten, ihnen zu versichern, dass sie das alles durchstehen würden. Aber sie konnte es nicht; ihr fehlten nicht nur die Worte, sondern auch der Wille. Dad, Ben, Sophie – sie alle schienen Fremde zu sein, nicht ihre Familie.

Sie hatte ihren Vater in keiner Lage jemals anders als selbstbewusst, ruhig und entschlossen erlebt. Ihre Freundinnen behaupteten, er sähe aus wie Pierce Brosnan und wäre für einen Mann in mittleren Jahren ziemlich attraktiv, aber für Eva war er einfach ihr Dad: tatkräftig und autoritär, nicht besonders humorvoll, aber stets verlässlich. Weder neigte er dazu, seine Gefühle zur Schau zu stellen, noch war er der warmherzige Typ, dem man sich anvertrauen konnte. Mum hatte ihm oft vorgeworfen, gefühllos zu sein.

Aber als sie jetzt beobachtete, wie er noch ein großes Glas Whiskey trank und immer wieder »Verzeiht mir« vor sich hin murmelte, ähnelte er in nichts mehr dem Mann, der immer so beherrscht und unerschütterlich wie ein Fels gewesen war.

Sophie und Ben schlugen beide nach ihm. Bens Haar war so, wie das von Dad einmal gewesen war, und fiel ihm in dichten, dunklen Wellen in die Stirn. Mit achtzehn war er so dünn wie eine Bohnenstange, und obwohl ihm jeder versicherte, er würde schon noch zulegen, verzweifelte er manchmal an der Frage, ob er je so muskulös gebaut sein würde wie einige seiner Freunde.

Sophie war siebzehn und bildhübsch – eins zweiundsiebzig groß mit endlos langen, schlanken Beinen, schimmerndem dunklem Haar und einer perfekten Figur. Sie hatte kürzlich beschlossen, Schauspielerin zu werden, und Eva hatte in einem Moment der Gerechtigkeit zu ihr gesagt, dass sie ohnehin schon eine Drama-Queen wäre.

Heute Abend hatte sie sich auf jeden Fall so aufgeführt: Sie hatte geschrien, geheult und lauthals verkündet, sie würde sich am liebsten auch umbringen – sogar als die Polizei noch im Haus war. Und immer wieder kaute sie durch, was passiert war, fast als hätte sie dieses häusliche Drama in eine Art Raserei versetzt. Sie hatte

sogar ein paar Schulfreundinnen angerufen, um ihnen alles brühwarm zu berichten.

Eva fand, in diesem Moment hätte Dad sich zusammenreißen und Sophie verbieten müssen, etwas derart Persönliches auszulaudern. Jetzt würde es sich bis morgen in ganz Cheltenham herumsprechen. Doch er schien gar nicht zu registrieren, was Sophie tat. Aber was Eva am meisten aufbrachte, war, dass ihre Schwester nur daran dachte, inwieweit diese Tragödie sie selbst betraf.

»Was werden die Leute von mir denken?«, hatte sie gesagt, kurz bevor sie die Geschichte selbst weitererzählte. »Wie konnte Mum nur so egoistisch sein? Gerade jetzt hätte ich sie so dringend gebraucht! Sie sollte sich doch über Schauspielschulen schlau machen«, sagte sie später, anscheinend ohne zu merken, wie unglaublich egozentrisch ihre Bemerkung war.

Eva liebte Sophie, aber sie war von klein auf ein verzogenes Gör gewesen. Was sie sich auch wünschte, sie bekam es. Mit sieben wollte sie Ballettstunden nehmen. Sie hatte noch kein halbes Jahr den Unterricht besucht, als sie einen Wutanfall bekam, weil sie für eine Aufführung nicht ausgewählt worden war. Dad versuchte, vernünftig mit ihr zu reden und ihr zu erklären, dass sie dafür noch nicht gut genug wäre und im nächsten Jahr bestimmt auf der Bühne stehen würde, aber sie wollte nichts davon hören und weigerte sich, weitere Stunden zu nehmen.

Als Nächstes wünschte sie sich ein Pony, und sie redete von nichts anderem, bis sie eins bekam –Pepper. Schon nach zwei Monaten weigerte sie sich, das Tier auch nur zu füttern, geschweige denn zu reiten. Sie behauptete, Pepper würde schlecht riechen.

Auch Eva hätte gern ein Pony gehabt, und sie fragte, ob sie sich um Pepper kümmern dürfe. Sie hatte nie Reitstunden gehabt wie Sophie, traute sich aber zu, es schnell zu lernen.

»Ich habe nicht vor, noch mehr Geld zum Fenster rauszuwerfen«, sagte Dad mit dieser Stimme, die keinen Widerspruch duldete. »Pepper wird verkauft, basta!«

Eva sah ihrer Mutter an, wie ungerecht sie das fand. »Gib Eva eine Chance. Sie ist viel zuverlässiger als Sophie«, hielt sie ihm vor. »Außerdem sollten alle unsere Kinder lernen, dass es eine große Verantwortung bedeutet, für ein Tier zu sorgen.«

Dad durchbohrte Flora mit einem vernichtenden Blick, als wäre es ihre Schuld, dass Sophie jedes Interesse an dem Pony verloren hatte. »Mein Entschluss steht fest. Pepper kommt weg, Ende der Debatte.«

Bis zum heutigen Tag konnte Eva sich an Sophies hämisches Grinsen erinnern. Sie selbst hatte Pepper nicht mehr gewollt, aber ihre ältere Schwester sollte das Pony auch nicht haben.

Eva war nicht nachtragend, aber als Sophie jetzt behauptete, es wäre Evas Schuld, dass ihre Mutter Selbstmord begangen hatte, war sie drauf und dran, ihrer Schwester eine Ohrfeige zu geben.

»Wieso meine Schuld?«, fragte sie. »Ich bin die Einzige, die ihr jemals bei der Hausarbeit geholfen hat. Ich habe nie etwas von ihr verlangt.«

»Hast du doch! Ständig hast du davon geredet, dass du zu deinem einundzwanzigsten Geburtstag eine Party geben willst«, entgegnete Sophie.

Evas Geburtstag war am 26. April, in einem knappen Monat, und da sie ihn kaum jemals erwähnt hatte, traute sie ihren Ohren nicht. Hilfesuchend sah sie Ben und ihren Vater an. Aber die beiden saßen einfach da und sagten nichts.

»Der Vorschlag kam von Dad«, machte Eva ihre Schwester aufmerksam. »Falls du dich erinnerst, habe ich gesagt, dass ich keine Party will.«

»Du hast Mum zugesetzt, ein Festzelt im Garten aufstellen zu lassen!«

Eva schnappte nach Luft. »Das war Mums Idee. Sag es ihr, Dad!«

Er antwortete nicht, sondern schluckte nur den Rest seines Drinks herunter und füllte sein Glas nach.

Es war Ben, der den Streit beendete. Er hieb mit der Faust auf den Tisch: »Wie könnt ihr in so einem Moment bloß zanken?«

Er hatte natürlich recht, und so gern Eva auch darauf hingewiesen hätte, dass gerade Sophie ihrer Mutter tagtäglich wegen irgendetwas zugesetzt hatte, wusste sie, dass das jetzt wirklich nicht angebracht war, und verfiel in Schweigen.

Als die Uhr im Esszimmer Mitternacht schlug, hatte Eva das Gefühl, dass irgendjemand die Initiative ergreifen sollte. »Es bringt nichts, weiter hier herumzusitzen«, sagte sie, während sie aufstand, und sah Ben und Sophie an. »Vielleicht solltet ihr zwei auch lieber versuchen, ein bisschen Schlaf zu bekommen.«

»Ich lasse Dad nicht allein.« Sophie schob ihre Unterlippe vor. »Er braucht mich.«

Eva zuckte mit den Schultern. Ihr Vater befand sich in seiner eigenen Welt, und sie bezweifelte, dass er Sophies Gerede und Hysterie brauchte. »Falls mich einer von euch braucht, ihr wisst ja, wo ihr mich findet.«

Oben in ihrem Schlafzimmer warf Eva sich auf ihr Bett und schluchzte. Sie sehnte sich verzweifelt nach jemandem, der sie in die Arme nahm und ihr versicherte, dass der Schmerz, den sie im Moment empfand, irgendwann nachlassen würde. Auch wenn sie wusste, wie schrecklich es für alle war, hatte sie den größten Schock von allen erlitten, als sie Mum fand, und sie war es gewesen, der man die meisten Fragen gestellt hatte. Hätte Dad seine eigenen

Gefühle nicht kurz beiseiteschieben und an sie denken können? Ben und Sophie hatte er umarmt und sie sogar daran erinnert, dass sie immer noch ihn hatten, aber sie hatte er ignoriert.

Eigentlich wollte sie nicht ausgerechnet jetzt darüber nachdenken, aber tatsächlich war immer sie diejenige, die von Dad ignoriert wurde. Schon früher, als sie erst sieben oder acht Jahre alt gewesen war, hatte sie das Gefühl gehabt, dass ihm nur an Ben und Sophie etwas lag und sie selbst buchstäblich unsichtbar war. Sogar bei Granny und Grandpa, Dads Eltern, war es so gewesen. Sie hatten sich mit ihr unterhalten und ihr Geschenke gemacht, aber immer hatten die beiden Kleinen den Löwenanteil ihrer Zuwendung bekommen.

Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich nicht so hübsch wie Sophie oder so intelligent wie Ben bin, dachte Eva sich meistens. Sophie wollte ständig im Mittelpunkt stehen und schaffte es praktisch immer; Ben hatte Charme und brachte die Leute zum Lachen.

Vielleicht war das der Grund, warum Eva mit vierzehn Jahren zu rebellieren begann. Sie schwänzte die Schule, hing mit Halbstarken aus den Sozialbauten ab, ließ sich dazu verleiten, jede Menge Mist zu bauen und sich wie ein Grufti anzuziehen. Obwohl ihr klar war, wie sehr sie sich ihren Eltern durch ihr Verhalten entfremdete, hatte sie – wenigstens wenn sie nicht daheim war – das Gefühl, endlich jemand zu sein. Sie wurde von ihren neuen Freunden sogar bewundert, weil sie anders war als die »feinen Pinkel«, die sie kannten.

Leider erschwerte ihre Aufmachung ihren weiteren Weg, als sie die Schule verließ. Die einzigen Jobs, die sie bekommen konnte, waren in Fast-Food-Lokalen, und das erzürnte ihre Eltern noch mehr.

Ein schlimmer Vorfall, der sich ereignete, als sie fast achtzehn war, brachte sie schließlich zur Besinnung. Aber obwohl sie ihre Eltern für ihr Verhalten in den letzten paar Jahren um Entschuldigung bat, hatte Dad sie nie dafür gelobt, dass sie sich irgendwann geändert hatte. Selbst als sie ihren jetzigen guten Job im Versandhaus bekam, die Grufti-Klamotten ablegte, die schwarz und lila gefärbten Streifen aus ihrem Haar herauswachsen ließ und dazu übergang, Kostüme und schicke Kleider zu tragen, benahm er sich immer noch so, als wäre sie ein Stein des Anstoßes.

Vor Kurzem war sie zur Leiterin der Abteilung Kundendienst befördert worden, was noch dazu mit einer dicken Gehaltserhöhung verbunden war, aber Dad hatte nicht ein einziges Mal wissen wollen, was zu ihrem Aufgabenbereich gehörte, oder Interesse an den Leuten gezeigt, mit denen sie arbeitete.

Und eine Party zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag hatte sie sich wirklich nie gewünscht. Die Leute, mit denen sie gern gefeiert hätte, waren ihre Kollegen, und die hätten sich bei der noblen Veranstaltung, die Mum und Dad vorschwebte, nicht wohlfühlt.

Was würde jetzt aus der Familie werden? Sie konnte sich nicht vorstellen, wie es ohne Mum weitergehen sollte. Flora mochte sprunghaft und unorganisiert und zeitweise zerstreut gewesen sein, aber sie war der Mittelpunkt ihres Familienlebens gewesen.

War sie tatsächlich depressiv gewesen, ohne dass es einer von ihnen erkannt hätte?

Eva wusste nicht besonders viel über Depressionen, aber in einer Zeitschrift hatte sie gelesen, dass vor allem sensible Menschen und Künstler anfällig für diese Krankheit waren. Flora war künstlerisch begabt; sie hatte eine Kunstschule besucht, als sie jung war, und Eva erinnerte sich an die Bilder, die sie für alle drei Kinder gezeichnet hatte, als sie klein waren, und an Floras hübsche

Weihnachtsdekorationen und Grußkarten. Sie war ständig gebeten worden, Plakate für Schulveranstaltungen zu entwerfen. Sogar ihre Vintage-Kleidung war Teil dieser Kreativität. War sie möglicherweise depressiv geworden, weil sie diese Seite ihrer Persönlichkeit nie hatte ausleben können?

Erst jetzt wurde Eva bewusst, dass sie im Grunde nicht viel über ihre Mutter wusste. Flora sprach selten über ihre Jugend – welche Ziele sie gehabt hatte, wer ihre Freunde gewesen waren – oder auch nur über ihre Gefühle und Gedanken. Eva fielen alle möglichen Kleinigkeiten ein – dass sie lieber einen Riegel Cadbury-Schokolade aß als eine teure Schachtel Pralinen, dass Grün ihre Lieblingsfarbe war und Pfingstrosen ihre Lieblingsblumen –, aber nichts, was tatsächlich von Bedeutung war, zum Beispiel, was sie wirklich wütend machte oder wovor sie am meisten Angst hatte.

Wenn sie darüber nachdachte, hatten sie nie wirklich miteinander geredet, so wie sich Eva mit ihren Kolleginnen unterhielt. Sie erzählten Eva Geschichten aus ihrer Jugend, von ihren Familien, und manchmal sprachen sie auch über die Fehler, die sie im Lauf ihres Lebens gemacht hatten. Jedes kleine Eingeständnis stärkte ihre Freundschaft, aber Mum hatte nie etwas von sich preisgegeben. Es war, als hätte sie einen unsichtbaren Schild vor sich gehalten, damit niemand ihr nahekam.

Eins stand fest: Irgendetwas oder jemand hatte sie so unglücklich gemacht, dass sie sich zu diesem endgültigen Schritt entschlossen hatte.

Aber solche Dinge passierten nicht von heute auf morgen. Warum nur hatte sie niemandem erzählt, was sie belastete?

KAPITEL 2

Olive Oakley stützte ihren Kopf auf ihre Hände. Eva Pattersons Anruf hatte sie so sehr erschüttert, dass sie nicht einmal sicher war, ob sie es geschafft hatte, dem Mädchen ihr Beileid auszusprechen.

Olive war Teilhaberin bei *Oakley und Smithson*, einem rasch expandierenden Modeversandhaus, und Eva war eine ihrer vielversprechendsten Angestellten. Olive, eine üppige, auffallende Blondine in den Vierzigern, hatte sich in der Textilindustrie vom Maschinennähen bis zur Leitung ihrer eigenen Firma hochgearbeitet, und zwar durch reine Zähigkeit und Willenskraft. Jemand in der Branche hatte sie einmal als »die Art Frau, die ihre eigenen Jungen verspeist« bezeichnet. Olive hatte sich darüber amüsiert und entgegnet, das wäre der Grund, warum sie nie Kinder bekommen hatte.

Aber so dickköpfig sie auch sein konnte, für die junge Eva hatte sie eine Schwäche. Das Mädchen gab sich ruhig und selbstsicher, aber Olive wusste, dass ihr Auftreten nur ein Panzer war, hinter dem sie sich versteckte und der verbergen sollte, wie verletzlich und unsicher sie in Wirklichkeit war. Nichts konnte schlimmer sein, als als Erster am Schauplatz eines Selbstmords einzutreffen; und wenn es dabei noch um die eigene Mutter ging, konnte man sich nur schwer vorstellen, wie jemand sich von einem derartigen Trauma erholen sollte.

Es war fast drei Jahre her, seit Eva zu ihrem Vorstellungsgespräch erschienen war, aber Olive erinnerte sich daran, als wäre es erst gestern gewesen.

Auf dem Weg in ihr Büro, wo sie sich auf die Vorstellungsgespräche jenes Tags vorbereiten wollte, hatte sie einen Blick auf die drei Mädchen geworfen, die beim Empfang warteten, und zu ihrem Entsetzen festgestellt, dass eine von ihnen ein Grufti-Albtraum war. Ihre Augen waren tiefschwarz geschminkt, ihr schwarz und lila gefärbtes Haar sah aus wie ein Mäusenest, und sie trug ein schäbiges langes schwarzes Kleid und Doc Martens-Stiefel.

In ihrem Büro begutachtete sie die Bewerbungsschreiben der Mädchen und entschied anhand der Adresse und der Schule, die sie besucht hatte, dass Sharon Oates der Albtraum sein musste.

Sie beschloss, zuerst mit den anderen beiden zu sprechen und Sharon dann mitzuteilen, dass die Stelle vergeben wäre.

Auf dem Papier wirkte das Mädchen namens Eva Patterson ideal. Gute Handschrift, Schule und Adresse, sie konnte Maschine schreiben, und sie hatte Erfahrung im Telefonverkauf. Ein wenig ungünstig erschien, dass sie bisher praktisch nur in Fast-Food-Ketten gejobbt hatte, aber das zeugte zumindest von einer gewissen Arbeitsmoral. Außerdem gefiel ihr, dass das Mädchen in der Rubrik Hobbys Lesen, Mode und Nähen aufführte.

Sie rief beim Empfang an und bat darum, Eva Patterson zu ihr zu schicken. Zu ihrer Bestürzung war das Mädchen, das ihr Büro betrat, die Grufti-Type.

Olive blieb nichts anderes übrig, als das Vorstellungsgespräch durchzuziehen.

Aber das Mädchen hatte trotz ihrer Aufmachung gute Manieren. Sie streckte ihre Hand aus und sagte: »Guten Morgen, Miss Oakley.

Ich habe beim Warten in Ihrem Katalog geblättert, und die Kleider, die Sie verkaufen, sind toll. Ich würde wirklich gern hier arbeiten.«

Noch erstaunlicher war, dass dieser wandelnde Horror eine so ansprechende Stimme hatte. Sie war gut moduliert, klar und deutlich und hatte Schwung – alles wichtige Eigenschaften für den Telefonverkauf. Olive schüttelte der jungen Frau die Hand und bat sie, sich zu setzen.

Sie fing an, indem sie von Eva wissen wollte, warum sie so viele verschiedene Jobs gehabt hatte.

»Weil es überall ganz furchtbar war. Ich mag dieses Zeug nicht mal essen, geschweige denn es servieren«, antwortete sie offen. »Ich habe immer weitergesucht in der Hoffnung, der nächste Laden wäre besser, aber so war es leider nie.«

»Aber du hast fünf Zweier in deinem Abschlusszeugnis. Hättest du dein Ziel nicht höher stecken können?«, fragte Olive.

»Ich entspreche wohl dem Klischee, dass bei mir nicht mehr drin ist«, erwiderte sie und ließ den Kopf hängen. »Und ich dachte, irgendein Job ist besser als gar keiner.«

»Und was hat dich dazu gebracht, dein Augenmerk auf höhere Dinge zu richten und dich hier zu bewerben?«, fragte Olive leicht sarkastisch.

Das Mädchen errötete so stark, dass es sogar durch ihre grauenhaft dicke Schminke zu erkennen war. »Weil mir plötzlich bewusst geworden ist, wie tief ich gesunken bin. Ich habe beschlossen, mein Leben zu ändern.«

Auf einmal spürte Olive, dass das Mädchen nicht die Jobs, die es ausgeübt hatte, sondern noch etwas anderes meinte. »Hat es zufällig etwas mit falschem Umgang zu tun?«, fragte sie.

Das Mädchen hob den Blick. Ein Anflug von Trotz lag in den blauen Augen. »Ja, hat es. Ich war richtig dumm. Ich habe mich von

den anderen an der Nase herumführen lassen, weil ich mich verzweifelt danach sehnte, Freunde zu haben.«

»Und?«

»Irgendwann bin ich aufgewacht und habe erkannt, dass sie keine richtigen Freunde sind und dass mir viel Schlimmeres blüht, wenn ich so weitermache wie bisher. Ich will eine neue Seite aufschlagen und eine Arbeit finden, die mir Freude bereitet, und etwas aus meinem Leben machen.«

Olive hatte im Lauf der letzten zehn Jahre mit Dutzenden Leuten Vorstellungsgespräche geführt, dabei aber noch nie jemanden kennengelernt, der so frei und offen sprach. »Was halten deine Eltern davon?«

»Ich habe ihnen nichts davon erzählt«, erwiderte Eva. »Taten sagen mehr als Worte, dachte ich mir. Außerdem mache ich es für mich, und falls sich herausstellt, dass sie dann stolz auf mich sind, ist das einfach eine schöne Zugabe für mich.«

Eva erinnerte Olive daran, wie sie selbst mit achtzehn gewesen war. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr war sie immer wieder in die eine oder andere Klemme geraten, weil sie aus Protest gegen ihre Eltern, die sie ignorierten, mit den übelsten Typen aus ihrem Viertel herumgezogen war. Aber je mehr Ärger sie bekam, desto mehr entfremdete sie sich ihren Eltern. Schließlich warfen sie Olive hinaus, und wenn nicht ihre Tante gewesen wäre, die überzeugt war, dass ein guter Kern in ihr steckte, und sie bei sich aufnahm, wäre sie vielleicht irgendwann im Gefängnis gelandet.

Sie hatte das starke Gefühl, dass es bei Eva ganz ähnlich aussah.

»Falls ich dir diesen Job gebe«, begann sie vorsichtig, »würdest du dann an deinem ersten Arbeitstag in normaler Kleidung erscheinen, ohne all das fürchterliche Geschmiere in deinem Gesicht und mit anständig gebürstetem Haar?«

Sie rechnete mit Protest.

Aber Eva überraschte sie. »Ja, würde ich. Wissen Sie, als ich unten gewartet habe und mir die anderen Mädchen angesehen habe, die hier arbeiten, habe ich mit mir selbst gewettet, dass Sie wegen meines Aussehens nicht einmal mit mir reden würden. Aber Sie haben es doch getan, und Sie machen den Eindruck, als hätten Sie Interesse an mir. Das weiß ich zu schätzen. Außerdem brauche ich sowieso ein anderes Image, wenn ich eine neue Seite aufschlagen will.«

Olive hätte beinahe gelacht, beherrschte sich aber. Das Mädchen hatte Pfiff, und ihr gefiel diese offene Art.

»Ein Monat Probezeit«, sagte sie. »Ich verlange ein gepflegtes Äußeres, Höflichkeit gegenüber unseren Kunden und vollen Einsatz. Montag Punkt neun fängst du an.«

Eva kam zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit. Sie trug ein adrettes schwarzes Kostüm und eine weiße Bluse, ihr Haar war frisch geschnitten, die Färbung übertönt, und ihr ganzes Make-up bestand aus ein wenig Mascara und Lippenstift. Einen Moment lang hatte Olive Mühe, in ihr das Mädchen vom Vorstellungsgespräch wiederzuerkennen. Das Ganze lag mittlerweile drei Jahre zurück, und Eva hatte sie noch nie enttäuscht.

Olive hatte ihr Geschäft vor zehn Jahren im Hinterzimmer eines Modeladens in Cheltenham begonnen. Damals hatte sie eine begrenzte Anzahl modischer Kleidung in Übergrößen verkauft. Die Nachfrage nach ihren Sachen war bald so groß, dass sie expandieren musste. Jetzt beschäftigte sie hier in einem kleinen Gewerbegebiet außerhalb Cheltenham zwanzig Leute und ließ ihre eigenen Entwürfe in einer Fabrik in Wales anfertigen.

Olive wusste, dass ihr Erfolg hauptsächlich auf ihrem hervorragenden Service und auf Mundpropaganda beruhte.

Zufriedene Kunden empfahlen ihre Firma weiter, und Olive machte ihren Angestellten unmissverständlich klar, wie wichtig das gute Verhältnis zwischen Kundschaft und Versandhaus war.

Eva begriff es sofort. Sie arbeitete erst seit ungefähr sechs Wochen in dem Unternehmen, als Olive auffiel, wie sie sich nach einigen Telefonaten Notizen machte. Dazu befragt, antwortete sie, dass sie sich die Gründe notierte, wenn ein Kleidungsstück zurückgeschickt wurde. Wenn mehrere Personen angaben, etwas wäre größer oder kleiner als normal ausgefallen oder eine Farbe entspräche nicht ganz der Abbildung im Katalog, machte sie andere Kunden darauf aufmerksam.

Olive war beeindruckt, und als sie feststellte, dass es bei Bestellungen, die Eva aufgenommen hatte, weniger Rücksendungen gab und die Firma dadurch Geld sparte, erließ sie als neue Firmenpolitik sofort die Regel, sämtliche neuen Kollektionen auf Farbe und Maße zu überprüfen und diese Informationen an die Leute weiterzugeben, die Telefondienst machten.

Eva verstand sich auch sehr gut auf den Umgang mit schwierigen Kunden. Sie konnte erhitzte oder erzürnte Gemüter beschwichtigen und kümmerte sich immer vorbildlich darum, etwaige Probleme zu klären. Da sie außerdem bei ihren Kollegen allgemein beliebt war, hatte Olive sie vor Kurzem zur Leiterin der Abteilung Kundendienst befördert.

Aber es war nicht Evas Wert für ihr Unternehmen, an den Olive jetzt dachte; sie machte sich Sorgen, welche Auswirkungen die familiäre Tragödie auf ihren Schützling haben würde. Vermutlich würde Eva ins Trudeln geraten wie ein steuerloses Schiff. Drogen, Alkohol, Männergeschichten und mangelnder Einsatz bei der Arbeit – all das waren Fallen, in die sie tappen könnte.

Sie wünschte, es wäre ihr am Telefon besser gelungen, ihre Besorgtheit in Worte zu kleiden. Sie hatte Eva natürlich versichert, wie betroffen sie war und dass sie sich so lange frei nehmen könne, wie sie wollte, aber lieber hätte sie das Mädchen fragen sollen, ob es jemanden hatte, bei dem es sich aussprechen oder ausheulen könnte.

Olive konnte nur ahnen, was Eva gerade durchmachte. Ihr Vater und ihre Geschwister würden am Boden zerstört sein, und Eva war viel zu jung und selbst viel zu verstört, um anderen in ihrem Leid beizustehen. Es blieb nur zu hoffen, dass Eva nicht auf die Idee kam, sie selbst wäre in irgendeiner Weise an dieser Tragödie schuld.

Der Anruf von Eva war am Montagmorgen gekommen, und Olive rechnete nicht damit, vor der nächsten Woche wieder von ihr zu hören. Aber als sie am Donnerstagmorgen zur Arbeit kam, fand sie Eva vor, die auf dem Parkplatz auf sie wartete.

Sie sah aus, als wäre sie völlig ausgehöhlt; ihre Schultern hingen herab, und sie sah in dem schwarzen Hosenanzug aus einer der besten Kollektionen der Firma und der rosa bedruckten Bluse sehr blass aus. Olive nahm an, dass sie gekommen war, um ihr mitzuteilen, wie lange sie voraussichtlich nicht zur Arbeit kommen würde, wunderte sich allerdings, warum sie sich dafür so schick gemacht hatte.

»Du hättest nicht kommen müssen«, sagte sie. »Du kannst dir so lange frei nehmen, wie du willst. Wie läuft es denn daheim?«

»Grauenhaft«, antwortete Eva. »Eigentlich wollte ich wissen, ob es in Ordnung geht, wenn ich wieder arbeite.«

Olive registrierte die dunklen Ringe unter ihren Augen und wusste, dass Eva nicht geschlafen hatte.

»Willst du das wirklich? Falls es um Geld geht, darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen, ich Sorge schon dafür, dass du

bezahlt wirst.«

»Nein, damit hat es nichts zu tun. Ich kann meinem Vater oder meinen Geschwistern nicht helfen, indem ich zu Hause bleibe, und hier habe ich wenigstens das Gefühl, mich nützlich zu machen.« Evas Stimme bebte, als könnte sie nur mit Mühe die Tränen unterdrücken.

»Komm, setz dich her.« Olive ging mit ihr zu einer Bank. »Willst du darüber reden?«

»Dad brütet vor sich hin und trinkt«, gestand Eva. »Sophie hat einen hysterischen Anfall nach dem anderen, und Ben ist einfach furchtbar traurig und verwirrt. Ich habe keine Ahnung, was ich ihnen sagen soll oder was ich tun könnte.« Sie sah Olive aus gequälten Augen an. »Unser Hausarzt war am Montag bei uns, und ich habe mit ihm darüber gesprochen. Er meint, dass es bis nach der Beerdigung oft so ist. Sie ist für nächsten Mittwoch angesetzt, damit Zeit für die Autopsie bleibt. Es wird auch noch eine gerichtliche Untersuchung geben, aber erst viel später, glaube ich.«

Olive nahm Evas Hand. »Ich habe schon vor drei Jahren gemerkt, dass es für dich zu Hause nicht allzu rosig aussieht. Aber hier bei der Arbeit hast du immer so fröhlich gewirkt, und ich dachte, dass sich die Dinge verbessert haben. Haben sie aber nicht, oder?«, fragte sie.

Evas Augen füllten sich mit Tränen. »Doch, wenigstens in gewisser Weise. Früher haben Mum und Dad ständig auf mir herumgehackt, aber das wurde besser, als ich nicht mehr dauernd ausging und den Grufti-Look aufgab. Ich war viel mit Mum zusammen und habe ihr im Haushalt geholfen und so, in der Hinsicht gab es also keinen Stress. Aber toll war es trotzdem nicht. Ich hatte ganz oft das Gefühl, dass ich für meine Eltern eine Enttäuschung bin.«

Olive seufzte. »Wie könnte jemand von dir enttäuscht sein?« Sie legte ihre Arme um das Mädchen und drückte es an sich. »Du bist gescheit, witzig, arbeitest hart und kommst mit jedem gut zurecht. Ich bin sehr froh, dass ich dich eingestellt habe. Mich hast du noch nie enttäuscht.«

Vielleicht lag es daran, dass Eva nicht erwartet hatte, umarmt oder gelobt zu werden, jedenfalls brach sie in Tränen aus. Normalerweise hatte Olive ein Problem mit Gefühlsausbrüchen, aber Eva tat ihr schrecklich leid. Sie hielt sie im Arm, damit sie sich einmal richtig ausweinen konnte. »Das habe ich ernst gemeint«, sagte Olive. »Mit das Nettteste an dir ist, dass du gar nicht weißt, wie viele besondere Eigenschaften und Fähigkeiten du hast.«

»Es tut mir so leid, dass ich Sie damit belästige«, schluchzte Eva, die sich verzweifelt bemühte, sich zusammenzureißen. »Bestimmt denken Sie jetzt, dass ich noch nicht in der Lage bin zu arbeiten.«

»Mir ist es jedenfalls lieber, du weinst hier als irgendwo anders ganz allein«, meinte Olive.

»Es ist nur so, dass ... dass zu Hause Sophie und Dad mir das Gefühl geben, es wäre meine Schuld.« Eva schniefte. »Dad hat mich nicht ein einziges Mal in den Arm genommen oder gesagt, wie furchtbar es für mich gewesen sein muss, sie zu finden. Es ist, als würde ich überhaupt nicht zählen. Warum hat sie das gemacht, Olive? Sie hatte alles, was sich eine Frau nur wünschen kann.«

Olive war schon mehrmals am Haus der Pattersons vorbeigefahren und hatte es jedes Mal neidvoll betrachtet.

»Ich weiß es nicht, Liebes«, sagte sie. »Vielleicht ergibt die gerichtliche Untersuchung etwas. Aber selbst wenn nicht, darfst du nie denken, dass du in irgendeiner Weise verantwortlich bist. Menschen verhalten sich manchmal irrational. Und was deinen Dad und deine Schwester angeht – nun, ich würde sagen, sie sind einfach

verwirrt und zornig. Ich glaube, das ist keine ungewöhnliche Reaktion auf einen Selbstmord. Aber wenn du jemanden zum Reden brauchst, bin ich für dich da.«

Eva stand auf und rang sich ein wässriges Lächeln ab. »Danke für den Rat und Ihre Hilfsbereitschaft. Ich werde beides nicht vergessen. Aber jetzt mache ich mich lieber an die Arbeit.«

Es imponierte Olive, dass Eva, so elend ihr auch zumute war, Haltung bewahrte und daran dachte, dass es ihre Chefin war, mit der sie sprach, nicht eine Tante oder eine Freundin, irgendjemand, bei dem sie sich ungeniert ausweinen durfte. Sie hielt ihr ein Papiertaschentuch hin und klopfte ihr auf die Schulter. »Und jetzt geh und wasch dir dein Gesicht, mal dir die Lippen an und hol dir eine Tasse Kaffee. Schwierige Kunden kannst du einstweilen anderen überlassen. Und wenn du Urlaub brauchst, lass es mich wissen. Du wirst das schon überstehen.«

Als Olive später an diesem Morgen beobachtete, wie Eva mit einer Kundin telefonierte, staunte sie, wie gut das Mädchen es schaffte, die eigenen Sorgen hintanzustellen und die Arbeit anständig zu erledigen. Sie war stark versucht, Mr. Patterson anzurufen und ihn daran zu erinnern, dass sein ältestes Kind etwas Unterstützung von ihm brauchen könnte. Aber leider stand es ihr nicht zu, sich einzumischen.

Als Eva am Ende ihres Arbeitstages nach Hause fuhr, fühlte sie sich ein bisschen besser. Fast hatte sie das Gefühl, sie könnte all das überwinden und irgendwann wieder froh sein.

Die Arbeit bei Olive hatte ihr vom ersten Tag an gefallen. Die Firma war nur zwanzig Minuten mit dem Auto von daheim entfernt, das moderne zweistöckige Gebäude war hell und luftig und befand sich in einer freundlichen Umgebung, ihre Kollegen waren alle nett und warmherzig. Ihre Eltern hatten sich nie für ihre Arbeit

interessiert; sie warfen nicht einmal einen Blick in den Firmenkatalog und schienen der Meinung zu sein, dass dieser Job zu nichts führte. Aber das hatte Eva nicht allzu sehr gestört, weil sie sich dort so wohlfühlte.

Olive musste den anderen erzählt haben, was passiert war, weil alle Kollegen Eva ihr Beileid aussprachen. Niemand hatte gefragt, wie es ihr ging, und darüber war sie froh gewesen. Sie wusste eigentlich selbst nicht, wie sie sich fühlte, oder auch nur, wie sie sich fühlen sollte. Was empfand man üblicherweise beim Tod der eigenen Mutter?

Das Grauen der Szene im Badezimmer war noch genauso präsent wie in dem Moment, als sie ihre Mutter fand, und sie nahm an, dass dieses Bild nie ganz verblassen würde. Aber geweint hatte sie nicht wirklich – na ja, außer heute Morgen bei Olive. Vielleicht, weil es sie so zornig machte, was ihrer Familie angetan worden war. Aber da waren auch Verwirrung und die Angst, sie könnte unwissentlich etwas gesagt oder getan haben, das ihrer Mutter den letzten Anstoß gegeben hatte. Aber Trauer an sich empfand sie nicht, jedenfalls nicht so, wie in Zeitschriften darüber geschrieben wurde. War es möglich, dass ihre Emotionen durch den Schock wie eingefroren waren?

Sie hatte den Arzt darauf angesprochen, als er bei ihnen war, weil sie befürchtete, sie wäre anormal, weil es ihr gelang, relativ gefasst zu bleiben und ganz normalen Tätigkeiten nachzugehen. Seine Antwort lautete, dass Menschen Trauer auf ganz unterschiedliche Art und Weise verarbeiteten. Trinken und ins Leere starren, wie es ihr Vater tat, war eine Form, Bens Schweigen eine andere und Sophies hysterische Anfälle wieder eine andere. Eva schämte sich, weil sie geglaubt hatte, ihre Schwester versuchte nur, Zuwendung zu bekommen, und beschloss, netter zu ihr zu sein. Der

Arzt hatte hinzugefügt, dass manche Leute die Wahrheit leugneten und eine Weile so taten, als wäre nichts passiert, aber früher oder später würde die Realität sie einholen. Eva schien in keine dieser Kategorien zu passen, und sie fragte sich, ob sie Olive nach ihrer Ansicht fragen sollte.

Aber schlimmer als alles andere war die Art und Weise, wie ihr Vater sie behandelte. Besonders warmherzig war er nie gewesen; Mum hatte oft behauptet, dass es ihm an Mitgefühl fehlte. Momentan verhielt er sich, als wäre Eva ein ungebetener Gast. Am Tag nach Floras Selbstmord hatte er mit Sophie und Ben gesprochen, und Eva sah im Vorbeigehen, wie er sie in die Arme nahm und ihnen versicherte, es würde von Tag zu Tag ein wenig leichter werden. Aber zu ihr hatte er kaum ein Wort gesagt.

Auf der Heimfahrt beschloss sie, ihn heute Abend zu zwingen, mit ihr zu reden. Wenn er ein Problem mit ihr hatte, sollte er es gefälligst aussprechen. Er durfte sie nicht einfach ausschließen; das hatte sie nicht verdient.

Eva seufzte, als sie die Küche betrat. Sie hatte am Vorabend aufgeräumt, aber jetzt war alles mit schmutzigem Geschirr, Pfannen und Töpfen, leeren Verpackungen und Konservendosen übersät. Es war fast zum Lachen, dass der Rest der Familie zu Hause blieb, um den Kummer zu bewältigen, sich aber trotzdem mit Essen vollstopfen konnte.

Von oben dröhnte laute Musik, und als Eva ins Wohnzimmer schaute, stellte sie fest, dass es dort ähnlich aussah wie in der Küche – Becher, Teller, leere Cola-Dosen und Tüten.

Müde ging sie nach oben zu Sophie. Ihre Schwester saß im Morgenmantel auf dem Fußboden, föhnte ihr Haar und hörte sich dazu Madonna an. »Wie ich sehe, hast du deinen Appetit

wiedergefunden«, sagte Eva. »Wäre es zu viel verlangt, dass du nachher aufräumst?«

Sophie schaltete den Föhn aus und warf ihrer Schwester, die in der Tür stand, einen verächtlichen Blick zu. »Du bildest dir wohl ein, dass du jetzt das Sagen hast?«, rief sie über die laute Musik hinweg.

Eva ging ins Zimmer und machte den Kassettenrekorder aus. »Irgendjemand muss ja vernünftig bleiben«, sagte sie. »Wo ist Dad?«

»Keine Ahnung«, sagte Sophie mürrisch. »Er ist gegen zwei weggefahren. Er wollte irgendwas erledigen, hat er gesagt.«

»Und Ben?«

»In seinem Zimmer.«

»Ich bin weder der Feind noch die Haushälterin, und wir müssen jetzt alle zusammenhalten, um das durchzustehen. Los, komm mit nach unten und hilf mir beim Aufräumen.«

»Kann ich nicht, ich mache mich gerade fertig. Ich will ausgehen«, gab Sophie zurück.

»Ausgehen? Wohin?«

»Freunde treffen, wenn du es unbedingt wissen willst.«

»Findest du es angebracht, zu so einem Zeitpunkt auszugehen?«, fragte Eva.

»Du warst auch in der Arbeit!« Jetzt klang Sophie empört.

»Das ist etwas anderes, und das weißt du auch.« Eva kauerte sich neben ihre Schwester. Auf Sophies Bett lagen ein roter Minirock und ein knappes Top. »Denk doch mal daran, was für einen Eindruck das macht, wenn du in dieser Aufmachung herumläufst, und das so kurz nach ...« Sie brach ab, weil sie die Worte »Mums Tod« einfach nicht über die Lippen brachte.

»Hat Mum etwa Rücksicht auf unsere Gefühle genommen? Hat sie Respekt verdient?«

In Sophies Stimme lag ein derartiger Schmerz, dass Eva ihre Hand nahm. »Nein, sie hat nicht an unsere Gefühle gedacht, und das macht mich genauso traurig wie dich. Aber wir müssen uns richtig verhalten und versuchen, zumindest den Anschein von Würde zu wahren.«

»Sie hat mein Leben zerstört«, grollte Sophie. »Alle reden darüber. Ich hasse sie. Sie war eine egoistische Ziege.«

Eva rutschte näher an ihre Schwester heran und nahm sie in die Arme. Es war eine große Versuchung, zu sagen, dass die Leute vor allem darüber redeten, weil Sophie es herumerzählt hatte, aber so nervig ihre Schwester sein konnte, sie war erst siebzehn und hatte einfach unüberlegt gehandelt.

»Ja, sie war egoistisch, und ich verstehe es genauso wenig wie du«, sagte Eva und strich ihrer Schwester das dunkle Haar aus dem Gesicht. »Aber sag nicht, dass du sie hasst; vielleicht wusste sie sich nicht anders zu helfen. Wir könnten herausfinden, dass sie einen guten Grund hatte, und dann wirst du dich furchtbar fühlen, weil du so etwas gesagt hast. Du hast immer noch mich und Ben und Dad. Ich koche uns etwas zum Abendessen, und vielleicht können wir über all das reden und entscheiden, wie es weitergehen soll.«

Sophie klammerte sich an sie und weinte leise. »Hat sie sich denn gar nichts aus uns gemacht?«, fragte sie mit brüchiger Stimme.

»Doch, natürlich«, sagte Eva beschwichtigend. »Ich habe gehört, dass bei einer gerichtlichen Untersuchung häufig ›Verlust des seelischen Gleichgewichts‹ als Grund für einen Selbstmord genannt wird. Das ist so, als wäre man vorübergehend verrückt. Es bedeutet nicht, dass sie uns nicht mehr ertragen konnte. In ihrem Abschiedsbrief steht ›Verzeiht mir‹. Ich finde, das sollten wir tun.«

»Du würdest doch jedem Menschen alles verzeihen«, sagte Sophie, aber dieses eine Mal klang ihre Stimme nicht geringschätzig.

»Dir werde ich jedenfalls nicht verzeihen, wenn ich morgen Abend nach Hause komme und einen solchen Schweinestall vorfinde«, zog Eva sie auf. »Und jetzt hör auf, dein Haar zu föhnen, und hilf mir beim Abendessen.«

Eva zerstampfte gerade Kartoffeln, als ihr Vater nach Hause kam. Sie freute sich, dass er wieder so aussah wie vor dem Unglücksfall: dunkelblauer Anzug, gestreiftes Hemd und Krawatte, glatt rasiert und ordentlich frisiert.

»Warst du heute im Büro?«, fragte sie.

»Nur auf einen Sprung«, antwortete er. »Ich hatte dringlichere Sachen zu erledigen.«

Sein schroffer Tonfall hielt sie davon ab, eine Bemerkung über sein verändertes Äußeres zu machen.

»Ich habe Würstchen und Kartoffelpüree gemacht«, sagte sie stattdessen. »Ich hoffe, das ist okay. Morgen muss ich ein paar Lebensmittel einkaufen. Möchtest du vielleicht eine Tasse Tee?«

Er antwortete nicht, sondern ging durch die Küche ins Wohnzimmer, wo er sich einen Drink einschenkte.

Ein paar Minuten später hörte Eva, wie er sein Glas nachfüllte. Sie sah Sophie an, die gerade den Tisch deckte. Sophie zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: »Es geht wieder los.«

»Sagst du bitte Ben Bescheid, dass das Abendessen fertig ist?«, bat Eva sie.

Ben kam mit Sophie nach unten, und auch ihr Vater kehrte in die Küche zurück. Er hatte Jackett und Krawatte abgelegt, und sein Glas war bis an den Rand mit Whiskey gefüllt. Nachdem er sich gesetzt hatte, teilte Eva das Essen aus.

Eine Weile herrschte Schweigen. Ben und Sophie aßen hungrig, aber Andrew nahm nur ein paar Bissen und trank zwischendurch seinen Whiskey.

Plötzlich legte er Messer und Gabel hin und sah Eva eindringlich an. »Kannst du mir sagen, warum deine Mutter ihr Studio dir hinterlassen hat?«

»Studio?« Eva runzelte verwirrt die Stirn.

»Tu nicht so unschuldig«, sagte er scharf.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest«, sagte sie wahrheitsgetreu. »Bitte erklär mir, was du meinst, Dad. Und sei nicht so unfreundlich. Ich habe nichts getan, um das zu verdienen.«

»Du hast jedenfalls nichts getan, um ein Studio im Zentrum von London zu erben, das ein kleines Vermögen wert sein muss, so viel steht fest.«

Eva blieb der Mund offenstehen. Auch Ben und Sophie waren bestürzt.

»Ich weiß wirklich nichts über ein Studio. Soll das heißen, dass es Mum gehört hat?«

»Allerdings«, fuhr er sie an. »Sie hat dort mit dir gelebt, bevor wir geheiratet haben.«

Eva starrte ihn betroffen an. Ihr Instinkt und der gehässige Ausdruck in seinen Augen sagten ihr, dass er es darauf anlegte, ihr wehzutun. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken.

»Du meinst, Mum, du und ich?«

Er warf ihr einen höhnischen Blick zu. »Deine Mutter hat dort mit dir gelebt, als ich sie kennenlernte.«

Sie begriff, was er damit sagen wollte, konnte es aber einfach nicht glauben. Oder wollte er sie verletzen, nur weil er wütend war?

»Ich dachte, ich wäre ein Jahr nach eurer Heirat zur Welt gekommen«, sagte sie leise.

»Ja, das wollte deine Mutter jeden glauben machen. Sie hat es mit der Wahrheit nie besonders genau genommen.«

Eva sah ihn an und erkannte in seinen dunklen Augen nichts als ausgeprägten Abscheu. Er hat lange gewartet, um diese Bombe platzen zu lassen, dachte sie bei sich.

»Viele Leute bekommen ein Baby, bevor sie heiraten«, warf Ben ein, der offensichtlich nicht erfasst hatte, was sein Vater meinte. »Sei nicht so gemein zu Eva, Dad. Es ist nicht ihre Schuld.«

»Es ist ihre Schuld. Ich weiß, dass sie mit Flora unter einer Decke gesteckt hat, was dieses Studio angeht.«

Eva war fassungslos. Sie wusste nichts von einem Studio, und sie konnte nicht begreifen, warum ihr Dad ihr das nicht glaubte.

»Dad, falls Mum ein Studio hatte, wusste ich nichts davon, Ehrenwort. Soll das heißen, dass sie ein Testament hinterlassen hat, in dem das steht?«

»So ist es.« Ihr Vater erhob seine Stimme. »Ich war heute Nachmittag beim Notar. Nicht genug damit, dass ich ihm das mit Floras Selbstmord erklären durfte, nein, dann musste ich auch noch feststellen, dass meine Frau mich hintergangen hat. Wir haben vor Jahren jeder ein Testament gemacht und alles dem überlebenden Ehepartner hinterlassen. Aber das heimtückische Biest hat ein neues Testament verfasst, in dem sie nicht nur dir das Studio vermacht, sondern Sophie und Ben die Hälfte dieses Hauses. Das heißt, dass ich es nicht einmal verkaufen und von hier wegziehen kann, wenn ich will.«

Die drei Geschwister wechselten verstörte Blicke. Keiner von ihnen verstand etwas von rechtlichen Angelegenheiten, aber die Tatsache, dass ihr sonst so beherrschter Vater außer sich vor Wut war, verriet ihnen, wie ernst die Sache war.

Sophie brach als Erste das Schweigen. »Soll das heißen, dass wir wegziehen müssen?«

»Natürlich nicht.« Ben klopfte seiner Schwester auf die Schulter.

»Ich habe mich für dieses Haus halbtot geschuffet«, tobte Andrew, dessen Gesicht sich immer stärker rötete. »Eurer Mutter hat es an nichts gefehlt, und sie hat nicht einen einzigen Tag in ihrem Leben gearbeitet. Ich habe sogar ihr Kind angenommen und als mein eigenes aufgezogen. Und das ist nun der Dank. Ich habe nicht einmal Anspruch auf die Lebensversicherung, weil sie Selbstmord begangen hat.«

Nur ein Satz dieser bitteren Tirade drang zu Eva durch: *Ich habe sogar ihr Kind angenommen und als mein eigenes aufgezogen.*

»Willst du damit sagen, dass ich nicht deine Tochter bin?«, fragte sie mit bebender Stimme, obwohl sie gegen jede Vernunft hoffte, Andrew würde zugeben, dass er es nur in der Hitze des Gefechts behauptet hätte.

»Bist du nicht nur intrigant, sondern noch dazu beschränkt? Natürlich bist du das nicht.« Er nahm einen großen Schluck Whiskey, setzte das Glas wieder ab und starrte sie hasserfüllt an. »Jeder, der mehr als drei Gehirnzellen hat, wäre schon vor Jahren darauf gekommen.«

Auf einmal war klar, warum sie ihren Geschwistern so unähnlich war. Darüber waren immer wieder Bemerkungen gemacht worden, aber Mum hatte gemeint, dass Eva eben nach ihrer Seite der Familie schlug.

Das Ausmaß dieser Enthüllung und die Bösartigkeit, mit der sie gemacht worden war, erschlug Eva förmlich. Nur ein Gedanke beherrschte sie: Flucht. Sie rannte aus der Küche in den Hof, dann die Einfahrt hinunter und auf die Straße.

Ihre Mutter war nicht mehr da, und jetzt war sie nur noch ein ungeliebtes Stiefkind, das man bestenfalls stillschweigend duldete.

Sie lief weiter und weiter, bis sie bei den Feldern war. Dort kletterte sie über ein Gatter, ließ sich hinter der Hecke ins Gras fallen und weinte sich die Augen aus.

Vorhin hatte sie noch zu Sophie gesagt, dass sie ihrer Mutter verzeihen sollten. Aber wie konnte sie so etwas verzeihen? Wie oft hatten sie zusammen in Fotoalben geblättert? Immer hatte Mum Dinge gesagt wie: »Schau dich an – Papas kleines Mädchen«, wenn er sie im Arm hielt oder sie auf seinem Schoß saß. Ob sie ihre ersten Schritte machte, auf einem Klettergerüst herumturnte oder Radfahren lernte, Dad war fast immer bei ihr. Auf späteren Bildern, als erst Ben und dann Sophie zur Welt gekommen waren, war es genauso. Eva war vielleicht zu groß, um noch von ihm in den Arm genommen zu werden – diesen Platz hatte das neue Baby eingenommen –, aber es waren Bilder von einer glücklichen Familie, zu der sie genauso zu gehören schien wie die beiden anderen.

Sie hatte oft gefragt, warum Sophie und Ben größer, dunkler und schmaler waren als sie, aber Mum hatte bloß gesagt, dass so etwas in Familien manchmal vorkäme. Das mochte stimmen, aber mit sechs, sieben Jahren wäre sie alt genug gewesen, um zu erfahren, dass sie einen anderen Vater hatte.

Von einem Studio in London hatte Eva tatsächlich keine Ahnung. Sie wusste von alten Fotos, dass sie irgendwo anders gewohnt hatten, bevor Ben geboren wurde, aber wo, das hatte Mum nie erwähnt, so wie sie auch nie etwas über ihre eigene Kindheit oder ihre Eltern erzählt hatte.

Einmal hatte Eva ihre Mutter nach ihnen gefragt. Damals lag Granny, Dads Mutter, im Krankenhaus, und obwohl Eva erst neun war, spürte sie an der Art, wie Mum und Dad darüber redeten, dass

Granny bald sterben würde. Da sie wusste, dass die meisten Kinder zwei Großelternpaare hatten, fragte sie ihre Mutter, wo die anderen wären.

»Sie sind schon vor deiner Geburt gestorben«, sagte Mum. »Sie haben in Cornwall gelebt.«

Und das war alles. Dürftige Informationen, die angesichts der heutigen Enthüllungen nicht einmal der Wahrheit entsprechen mussten. Alles, was sie mit Sicherheit über ihre Mutter wusste, war, dass sie in den Sechzigerjahren eine Kunstschule in London besucht hatte. Eines ihrer Bilder hing im Wohnzimmer – die Ansicht von einem Strand, der sich laut Mum in Cornwall befand. Vielleicht war es nicht weit von dem Ort entfernt, wo sie als Kind gelebt hatte, aber erwähnt hatte sie es nie.

Es hatte gedämmt, als Eva davonlief, und jetzt war es stockdunkel. Sie setzte sich nur in Bewegung, weil ihr vor Kälte die Zähne klapperten. Nach Hause wollte sie eigentlich nicht, aber sie hatte kein Geld bei sich, und in den Sachen, in die sie nach der Arbeit geschlüpft war – Jeans und Sweatshirt – wäre sie bis zum nächsten Morgen halb erfroren. Sie hoffte, dass Andrew sich entschuldigen und wie ein normaler Erwachsener über alles mit ihr reden würde, aber große Hoffnungen machte sie sich nicht.

Sie war ungefähr hundert Meter gegangen, als sie Scheinwerfer auf sich zukommen sah, und stellte gleich darauf fest, dass es ihr Auto war. Ben saß hinter dem Steuer. Als er sie entdeckte, wendete er schwungvoll auf der Straße, hielt an und sprang heraus.

»Wo warst du denn? Ich habe dich überall gesucht«, sprudelte er aufgeregt hervor. »Ich hab mir solche Sorgen gemacht. Dad war fürchterlich. Ich schäme mich für ihn.«

Ben war immer sensibel und liebevoll gewesen, und Eva war gerührt, dass er sich um sie sorgte. »Ja, das war er wirklich. Aber

wahrscheinlich ist er völlig fertig und hat irgendein Ventil gebraucht«, sagte sie in dem Versuch, es ihrem Bruder ein bisschen leichter zu machen. »Ich wünschte bloß, er hätte sich nicht ausgerechnet an mir abreagiert.«

»Ich habe ihn angebrüllt, dass er sich schämen soll.« Ben legte unbeholfen einen Arm um sie. »Und dass er vielleicht einen besseren Zeitpunkt hätte abwarten können, wenn er das unbedingt loswerden musste.«

»Habt ihr es gewusst, du und Sophie?«

»Nein, natürlich nicht. Für uns war es genauso ein Schock wie für dich. Aber was mich angeht, ändert sich dadurch gar nichts. Du bist immer noch meine Schwester«, sagte er und fuhr sich mit dem Handrücken über seine feuchten Augen.

»Danke, Ben, das bedeutet mir viel«, sagte sie. »Ich weiß trotzdem nicht, was ich jetzt machen soll. Vielleicht ist es besser, wenn ich ausziehe. Aber über dieses Studio weiß ich wirklich nichts. Und du?«

Ben schüttelte den Kopf. »Rein gar nichts. Aber falls es dir hilft, ich glaube, Dad hat sich wirklich geschämt, als du aus dem Haus gestürzt bist. Angeblich hat er Mum jahrelang zugesetzt, dir die Wahrheit zu sagen. Sophie hat ihm auch an den Kopf geworfen, wie gemein er ist und dass es schlimm genug war, Mum zu verlieren, und sie jetzt nicht dich auch noch verlieren will.«

»Ehrlich?«

»Ja, und es war ihr ernst. Aber komm jetzt mit nach Hause, du bist kalt wie ein Eiszapfen.«

Eva stieg ins Auto und erzählte Ben auf der Heimfahrt, was ihr draußen auf dem Feld durch den Kopf gegangen war. »Was gibt es noch, wovon wir nichts wissen? Es ist beklemmend, zu glauben, dass

du jemanden gut kennst, und dann herauszufinden, dass du praktisch nichts über ihn weißt.«

»Ich wünschte, ich hätte nie herausgefunden, dass Dad so sein kann«, sagte Ben säuerlich. »Es ist, als wäre alles, woran wir geglaubt haben, zusammengebrochen. Ich muss dich übrigens warnen: Sophie ist mal wieder völlig ausgerastet. Sie glaubt, dass Dad wegziehen will. Manchmal ist sie richtig bescheuert. Dad hat nie gesagt, dass er das Haus verkaufen will, nur dass er es nicht könnte, wenn er wollte. Er wird uns nicht hängen lassen.«

»Aber mich vielleicht schon«, erwiderte Eva düster. »Und wir haben noch nicht mal die Beerdigung hinter uns gebracht. Mir graut vor dem, was bis dahin noch alles ans Tageslicht kommt.«